

Wenn dieser Fund erzählen könnte! – Ein Klingenkern aus Romigny-Lhéry-Flint von Golzheim

Es entspricht der Tradition dieser Schriftenreihe, dass die Beiträge in der Regel Funde und Befunde des zurückliegenden Geschäftsjahres präsentieren. Durch seine zahlreichen Kontakte zu Privatsammlern erhält das Fachamt indes immer wieder Kenntnis von herausragenden und deshalb vorstellenswerten Funden, die teilweise schon vor vielen Jahren entdeckt worden sind. Im Folgenden geht es um ein Feuersteinartefakt, das hinsichtlich seines Typs zwar recht gut im Rheinland belegt ist, dessen Feuersteinart jedoch im bekannten Spektrum eine Sonderstellung einnimmt und das in der Kombination von Grundform und Rohstofftyp im Arbeitsgebiet einzigartig ist.

Willi Giesen, Elsdorf, fand bereits in den 1970er Jahren auf einem bekannten neolithischen Fundplatz bei Golzheim einen intensiv ausgebeuteten Klingenkernstein bzw. sog. Restkern (Abb. 31). Seine Länge beträgt 87 mm, die Breite 50 mm, die Dicke 29 mm und das Gewicht 102 g. Das Stück ist vollständig erhalten und weist einen annähernd konischen Umriss auf. Es ist davon auszugehen, dass es ursprünglich einen nahezu kreisrunden Querschnitt, eine gleichermaßen runde Schlagfläche und eine umlaufende Abbaufäche besaß. Die Schlagfläche ist nur noch als schmaler Randabschnitt rechtwinkelig oberhalb der Abbaufäche erhalten, während der gesamte rückwärtige Teil fehlt. Das liegt an der sekundären Nutzung des Stückes als Abschlagkernstein, wovon zwei sehr große und ein kleineres Negativ auf der Rückseite (Ventralfäche) zeugen. Schließlich wurde der Restkern in einem tertiären Nutzungsstadium als Klopfer, vermutlich zur Aufrauung der Mahlflächen einer Schiebmühle verwendet; charakteristische Zerrüttungsspuren dieser Nutzung finden sich am unteren Ende des Kerns (sog. Kernfuß).

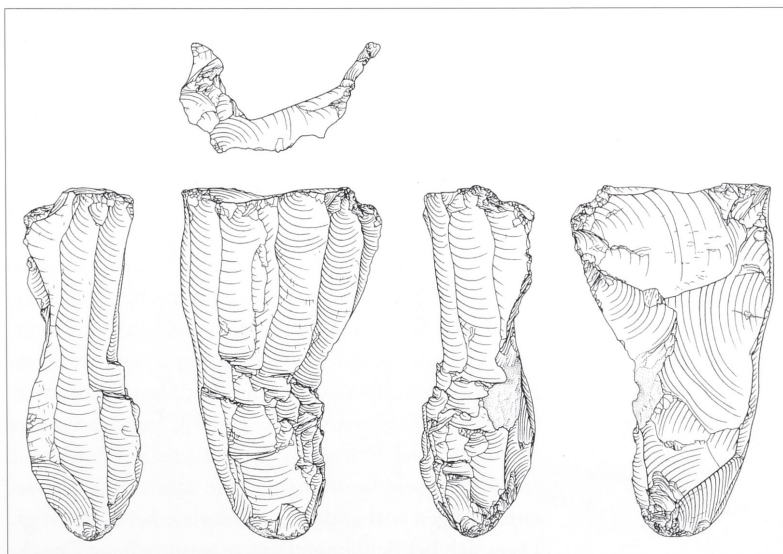
Die Vorderseite (Dorsalfäche) lässt eine Abbaufäche mit acht parallelen Negativen der zuletzt abgebauten Klingenserie erkennen. Sie enden alle auf annähernd der gleichen Höhe an einer markanten Verdickung (sog. Plateau), deren Oberfläche von mehreren größeren gekappten Klingennegativen bedeckt ist und sich zum Kernfuß verjüngt. Die Kante des Plateaus besteht aus einer abgetreppten Folge kurzer, halbrund ins Material greifender Angelbrüche („hinge fractures“). Jede Stufe zeugt von ehemaligen Klingen, die beim Abbau dort stecken geblieben sind. Es lassen sich insgesamt 23 gekappte Negative und Stufen zählen, sodass von dieser Seite der Abbaufäche

mindestens 31 Klingen abgebaut worden sein müssen. Solche „hinge fractures“ sind ein untrügliches Zeichen für ein Missgeschick des steinzeitlichen Handwerkers, war es doch im Hinblick auf eine optimale Nutzung des Rohmaterials Ziel, die Klingen möglichst über die gesamte Länge des Kernsteins abzubauen. Berücksichtigt man den durch sekundäre Verwendung verkürzten Kernfuß, dann besaß unser Fund ursprünglich mindestens eine Länge von ca. 9 cm. Nach dem Missgeschick wurden davon jedoch nur noch 50 % genutzt, wie die Negativlänge der letzten Klingenserie mit Werten zwischen 4,5 und 5 cm erkennen lässt, sodass von einer möglichst hohen Rohstoffausbeute nicht die Rede sein kann.

Eine wichtige Voraussetzung für die erfolgreiche Klingenproduktion ist u. a. die gleichmäßig konvexe Längswölbung der Abbaufäche. Bereits ein einziger Angelbruch verändert aber diese Wölbung und schafft die Ansatzstelle für ein Plateau. Dies führt aus bruchmechanischen Gründen zwangsläufig dazu, dass später abgetrennte Klingen an dieser vorhandenen Bruchstufe ebenfalls stecken bleiben. Allerdings besaßen die Handwerker verschiedene Methoden zur Reparatur der Abbaufäche. Ein beredtes Zeugnis dafür sind u. a. Abschlüge, deren Dorsalfächen Spuren von Angelbrüchen tragen. Sie zeigen, dass die Stein„schmiede“ regelhaft bestrebt waren, schon nach dem ersten „Schlagunfall“ die unerwünschte Bildung von Plateaus durch Abschlagen der Angelbruchstelle

Jürgen Weiner

31 Nörvenich-Golzheim. Vollständig abgebauter Klingenkernstein der frühen Michelsberger Kultur aus Romigny-Lhéry-Flint.



zu verhindern, häufig von der Spitze oder Seite des Kernfußes. Trotzdem kennen wir zahlreiche Restkerne, bei denen das misslungen ist und die in der Folge verworfen wurden. Im Gegensatz zu unserem Artefakt mit seiner ideomorph ausgeprägten Serie von Angelbrüchen lassen diese Kerne zumeist aber nur wenige und an unterschiedlichen Stellen der Abbaufäche liegende Stufen erkennen. So stellt der Kernstein aus Golzheim für jeden an steinzeitlicher Steintechnologie Interessierten ein eindrucksvolles Paradestück dar und wäre die Zierde jeder Lehrsammlung.

Ist bereits die vorstehend erschlossene technologische „Vita“ des Kernsteins ausgesprochen interessant, so wird seine Attraktivität durch sein Rohmaterial nochmals gesteigert. Der Feuerstein (Flint) ist nicht einheimisch und unterscheidet sich von der überwältigenden Mehrzahl der bei uns verwendeten Arten durch eine Cremefarbe und porzellanartige, weißliche dichte Einschlüsse. Wenige Artefakte aus dieser Flintart sind im Rheinland als Grabungs- und Oberflächenfunde bekannt und datieren in die frühe Michelsberger Kultur (MK I/II; ca. 4400–4300 v. Chr.). Lange Zeit war dieser manchmal gebänderte Flint unter der Bezeichnung „silex rubané“ bekannt und seine Herkunft wurde in Ostfrankreich nahe Belfort in der Franche-Comté vermutet. Mittlerweile spricht manches dafür, dass er aus einem Vorkommen in Nordfrankreich aus der Region von Romigny-Lhéry bei Reims (Champagne) stammt und damit über eine Entfernung von rd. 250 km Luftlinie importiert worden ist. Bei den rheinischen Funden handelt es sich nahezu ausschließlich um solche aus Klingen und Abschlägen, wobei besonders kantenretuschierte lang-

schmale sog. Spitzklingen auffallen. Diese Einsätze von Allzweckmessern sind charakteristisch für die Michelsberger Kultur, weshalb auch Oberflächenfunde aus diesem Flint sicher zu datieren sind. Bislang wurde angenommen, dass Spitzklingen dieses Materials als Halbfertig- oder Fertigfabrikate ins Rheinland gelangten. Mag dies auch fallweise nicht auszuschließen sein, so legt nun der Fund aus Golzheim erstmals nahe, dass auch Vollkerne oder sogar Rohknollen aus Romigny-Lhéry-Flint in die Niederrheinische Bucht importiert wurden und Spitzklingen somit auch aus heimischer Produktion stammen können.

Unbeschadet seiner technologischen und rohmaterialspezifischen Eigenheiten dürfte der hier vorgestellte Fund die – ohnehin problematischen – Kriterien eines „schönen“ Artefakts nicht erfüllen. Andererseits wird jeder steintechnologisch Interessierte bestätigen, dass es sich um ein im ursprünglichen Sinn des Wortes besonders „apartes“ Artefakt handelt. Könnte der Klingenkernstein aus Golzheim tatsächlich erzählen, würden die Informationen weit über die hier erschlossenen hinausgehen und ein prominenter Vitrinенplatz wäre ihm sicher!

Besten Dank gebührt dem Finder für die Bereitstellung des Artefakts zur Bearbeitung.

Literatur: B. HOHN, Das Steinmaterial der Michelsberger Siedlung Koslar 10, Gem. Jülich, Kr. Düren. In: Studien zur neolithischen Besiedlung der Aldenhovener Platte und ihrer Umgebung. Beitr. neolithische Besiedlung Aldenhovener Platte 6 = Rhein. Ausgr. 43 (Köln 1997) 399–472. – J. WEINER/W. SCHOL, Jülich, Kr. Düren. Bonner Jahrb. 193, 1993, 276–278.

JÜLICH, KREIS DÜREN

Eine Michelsberger Dechselklinge aus Feuerstein von Neu Lich-Steinstraß

Jürgen Weiner

Geschliffene Klingen von Parallel- oder Querbeilen (sog. Dechseln) aus einheimischem oder importiertem Feuer- oder Felsgestein gehören im Rheinland zu den geläufigsten jungsteinzeitlichen Artefaktkategorien überhaupt. Hunderte lagern in unterschiedlichsten Zuständen in den Museen und dieser Wert dürfte leicht um mindestens eine Zehnerpotenz zu erhöhen sein, wenn man die in zahlreichen Privatsammlungen vorhandenen Exemplare berücksichtigt. Da es sich bei Beilklingen um ausgesprochene Zweck-

formen handelt, deren Funktionsweise – unbeschadet der Zeitstellung und der Materialien – auf dem Keilprinzip beruht, sind dem Gestaltungswillen der Hersteller enge Grenzen gesetzt. So besitzen alle Exemplare eine Keilform, deren eines Ende eine möglichst scharfe Schneide besitzt, während der gegenüberliegende Nacken eckig, unterschiedlich gerundet oder spitz zuläuft. Die Schneiden alt- und mittelneolithischer Formen sind regelhaft asymmetrisch „aufgewippt“ und stehen quer zum Schaft und zur Arbeits-